



Tobias Elsässer
Ab ins Paradies
Sauerländer Verlag
Düsseldorf 2007
ISBN 978-3-7941-8066-0

Textauszug
S. 19 – 29
S. 36 – 40

Mein Opa war tot, aber das Leben machte keine Pause. Es ging einfach weiter. Nach der Unterbrechung. Dem Schluckauf. Vergleichbar mit einem maroden Damm, an dem sich das Wasser aufstaut, bevor ihn die Strömung zerstört.

Vor fünf Tagen war die Beerdigung gewesen. Nächste Woche würde Oma bei uns einziehen. Deshalb ackerte meine Mutter wie blöde. Sie wollte, dass sich Oma bei uns wohlfühlte und sie wollte mit niemandem reden. Nicht über ihre Trauer, nicht über ihre Erinnerungen und schon gar nicht über ihre verheulten Augen. Also ließ ich sie in Ruhe.

Die Urne hatte ich schon aus dem Schuppen geholt, in ein Handtuch gewickelt und in meinem Rucksack verstaut. Mein Plan schien zu funktionieren. In der Zeitung stand nichts von Grabschändung, nichts von einer mit Sand gefüllten Keksdose. Ich ging zur Bushaltestelle, direkt gegenüber von unserem Haus, und stieg ein. Meine Mutter winkte mir nach. Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, sie hat geweint.

Stuttgart Hauptbahnhof stieg ich wieder aus. Von dort aus wollte ich per Anhalter weiterfahren. Dafür hatte ich ein Pappschild gebastelt auf dem HH, für Hansestadt Hamburg, stand. Die Wahrscheinlichkeit, dass jemand direkt bis Sylt durchfuhr, war zu gering.

Nach drei Stunden stellte ich fest, dass die Wahrscheinlichkeit direkt von Stuttgart nach Hamburg zu kommen, nicht viel größer war. Keiner hielt an. Nicht für mich und nicht für meinen Opa. Ich fragte ihn um Rat. Das hatte ich schon als Kind getan. Mein Opa war ein guter Ratgeber. Einer, der erst zuhört, dann nachdenkt und schließlich nach einer Lösung sucht. Manche Erwachsene haben das nicht drauf. Sie nehmen einen nicht ernst. Nur weil man noch jung ist. Und die Schulzeit die schönste Zeit sei. Eine sorgenfreie Zeit, wie meine Mutter immer sagt. Das kann ich so nicht unterschreiben.

Mein Opa redete nicht mit mir. Schweigend genoss er die Sonne. Am Straßenrand. An der B 27.

Über dem schwarzen Asphalt flimmerte die Luft, so warm war es. Vielleicht stand ich an der falschen Stelle oder in Stuttgart gab es einfach keinen, der bei dem Wetter in den Norden fahren wollte. Laut Wettervorhersage regnete es dort gerade. Vielleicht sollte ich mein Schild wieder einpacken, die Landkarte auspacken und nach anderen Städten suchen, die auf der Strecke lagen. Ich hatte es ja nicht eilig. Hin und zurück in sieben Tagen.

Gerade als ich mein Schild zusammenklappen wollte, fuhr ein grüner Golf auf die Standspur. Nein, eigentlich schoss er direkt auf mich zu. Mit einem Affenzahn. Dann eine Vollbremsung. Quietschende Reifen. Der Wagen rollte noch einige Meter und blieb dann direkt neben mir

stehen. Die Beifahrertür sprang auf. Am Steuer saß ein junges Mädchen. »Ich fahre wahrscheinlich nur bis Kassel. Ist das Okay für dich?«, fragte sie bei laufendem Motor.

»Klar«, sagte ich und stieg gemeinsam mit meinem Opa in den Wagen.

»Du machst das nicht oft, oder?«

»Was meinst du?«

»Na, trampen.«

»Geht so.«

»Darf ich dir einen Tipp geben? Stell dich nächstes Mal nicht direkt hinter eine Kurve. Dann muss niemand seinen Arsch riskieren.«

»Geht klar.«

Der Motor heulte auf. Und das Mädchen schoss begleitet von einem Hupkonzert quer über die dreispurige Fahrbahn. Ich schnallte mich an.

»Wie heißt du?«, brüllte sie gegen die scheppernde Stereoanlage an. Irgendein Typ, eine Mischung aus Mensch und Tier, grunzte unverständliche Laute, während eine E-Gitarre um Gnade winselte.

»Fabian!«, schrie ich.

»Angenehm. Alice.«

Alice trug rote Cowboystiefel, einen Minirock aus zerfranstem Jeansstoff und ein ärmelloses Top, durch das ihr schwarzer BH schimmerte. Ihre dunklen Haare hatte sie zu einem Pferdeschwanz gebunden. Am Spiegel baumelten Wunderbäume, die den Kampf gegen Rauch und verschüttetes Bier längst verloren hatten. Der kleine Aschenbecher quoll über. Alice klebte mit ihrer Stupsnase fast an der Windschutzscheibe. Sie blinzelte, als hätte sie Sand in die Augen bekommen. Ihr Fahrstil war eckig. Sie versuchte, im rechten Winkel abzubiegen. Die Reifen quietschten. Wir standen am Pragsattel, vor uns eine Blechlawine.

»Scheiß Baustelle!«, schrie Alice und zeigte einem älteren Typen, der ihr aus seiner Mercedes-Limousine zugrinste, den Stinkefinger. »Machs dir doch selber!«

Sie drehte die Musik leiser. »Wie alt bist du?«

»Achtzehn«, log ich. Ein Reflex.

»Siehst jünger aus.« Mit den Lippen zog sie eine Zigarette aus einer Schachtel. »Du auch?«

»Ja«, sagte ich. Eine Sekunde später hielt ich eine Zigarette in der Hand.

Ich hatte noch nie zuvor geraucht. Wenn mich mein Opa so gesehen hätte, hätte er mir eine geknallt. »Fang ja nie mit dem Scheiß an!«, hatte er immer gesagt. Er selbst hatte geraucht. Zigarren. An Silvester eine Havanna. Ich mochte den Gestank nicht. Sein Arzt nicht die Folgen. Für sein Asthma war Rauchen das reinste Gift gewesen.

Der Tabak glühte. Ich inhalierte. Es schmeckte bitter. Ich pustete den Rauch aus. Unterdrückte den Hustenreiz. Wir fuhren weiter auf die Autobahn. Ich war unterwegs. Wir waren unterwegs. Wilhelm und ich. Unsere letzte gemeinsame Reise. Irgendwie wurde ich sentimental. Seit acht Tagen war er nun tot. Neunundsiebzig Jahre war er alt geworden. Menschen müssen sterben. Alle, ohne Ausnahme. Der Zeitpunkt ist unbekannt. Das Verfallsdatum geheim. Aber mit Logik kommt man nicht weit, wenn es einem beschissen geht. Mit Logik löst man Matheaufgaben, aber nicht den Knoten im Magen. Frauen werden älter als Männer. Ein Hundejahr entspricht sieben Menschenjahren. Ob Micha das wusste? Weiß ein Hund, dass er eines Tages ins Gras beißt? Keine Ahnung. Micha war immer fröhlich, obwohl ihr statistisch gesehen nicht mehr viel Zeit blieb. Aber auch mein Opa war die meiste Zeit gut gelaunt.

Wahrscheinlich spielt es keine Rolle, ob man weiß, dass man sterben muss. Es gibt ja viele Krankheiten. Unfälle. Manche Leute bringen sich um. Die Vorstellung, dass ein Herz einfach den Dienst quittiert, ist beängstigend. »Hey Leute, war schön mit euch«, verabschiedet es sich von den anderen Organen und bleibt stehen. Atemstillstand. Nulllinie. Tod.

Und was kommt dann? Der Himmel? Das Paradies? Die Hölle? Der Gang vor's jüngste Gericht? Wiedergeburt? Als Ameise oder Hund. An welchem Platz beginnt dieses zweite Leben, falls es das gibt? In Europa, Afrika, Asien? Ich weiß es nicht. Herr Mayer, mein Reli-Lehrer, wusste es auch nicht, trotzdem bekam ich einen Eintrag. Alles nur Vermutungen. Und wenn da einfach gar nichts mehr kommt? Dunkelheit? Wird sich zeigen.

»Was willst du eigentlich in Hamburg?«, fragte Alice. Sie hatte die Angewohnheit, ständig zu schniefen.

»Eigentlich will ich nach Sylt.«

»Auf die Insel?«

»Einen Freund besuchen«, schob ich hinterher.

»Wenn du in Hamburg bist, musst du unbedingt abends weggehen. Da geht's voll ab.«

»Mach ich.«

»Und hast du 'ne Freundin?«

»Zurzeit nicht.«

»Ich bin auch gerade Single. Mein Freund, der Wichser, hat mich betrogen. Auch noch mit so 'ner billigen Schlampe. Bist du schon mal fremdgegangen?«

Ich schüttelte den Kopf. Bisher hatte ich noch nicht einmal so was wie eine feste Freundin gehabt.

»Glück gehabt, sonst hätt ich dich jetzt rausgeschmissen«, sagte Alice und bog auf einen Rastplatz. Sie parkte direkt vor den Toiletten. »Musst du auch oder bleibst du beim Wagen?«
»Ich bleib«, sagte ich.

Kaum war Alice ausgestiegen, vibrierte ihr Handy. Ich ging nicht ran. Nach fünf Minuten kam sie zurück. Ich sagte ihr, dass jemand angerufen hätte, sie schaute auf das Display und fluchte. Männer sind Arschlöcher, brüllte sie. Was an sich schon eine böartige Verallgemeinerung war, und nicht besser wurde, als sie sagte, dass sie mich nicht damit meine, weil ich ja noch kein richtiger Mann sei. Danke! Das nächste Mal würde ich den Kajalstift meiner Mutter klauen und mir einen Bart ins Gesicht malen. Erneut vibrierte das Handy. Alice nahm ab. Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, hatte der Anrufer schlechte Karten.

»Dein Auto kannst du dir sonstwo hinschieben!«, brüllte sie. »Ist mir doch scheißegal ... wenn du die Bullen rufst, behaupte ich, dass du mich verprügelt hast.«
Sie schleuderte das Handy auf den Rücksitz und kniff ihre Augen zusammen. Zwei Schlitze. Dann begannen sie zu glitzern. Sie weinte. Die Muskeln in ihrem Gesicht zitterten. Ich musste schlucken. Tränen tropften auf das Lenkrad. Immer mehr. Immer schneller. Das war ansteckend. Ich musste auch weinen. Wegen meinem Opa. Wegen des Menschen, den ich geliebt hatte. Er war nicht mehr da. Nicht mehr da. Nicht mehr da.

Egal, wie oft ich mir das sagte, mein Kopf weigerte sich, diese unabänderliche Tatsache zu akzeptieren. Auf alles wurde man vorbereitet. Nur nicht auf den Tod. Opa war der erste Tote in meinem Leben. Der Erste, den ich geliebt hatte. Bisher war der Tod nur ein Wort ohne Bedeutung gewesen, eine Zahl in den Nachrichten, anonym und ohne Gesicht. Und jetzt hatte er sich meinen Opa geholt. Der Sensenmann oder wer auch immer. Einfach so, ohne anzuklopfen. Herzinfarkt. Er musste nicht leiden.

Woher wollte meine Mutter das wissen? Hatte sie mit ihm gesprochen, als er gerade auf dem Sprung hinüber auf die andere Seite war? Hatte sie das? Warum sagte sie nicht, dass es nichts weiter als eine Vermutung war. Vielleicht war das Jenseits die Hölle. Verbunden mit Qualen. Was, wenn die Ewigkeit eine Ewigkeit voller Schmerzen war? Was, wenn es genauso weiterging wie auf der Erde?

»Bitte stellen Sie sich hinten an. Tote mit einem Vermögen über zehntausend Euro bitte nach links, und die anderen bitte nach rechts wegtreten.«

Da hätte mein Opa doch verloren gehabt.

»Was soll der Scheiß?«, fragte Alice und schaute mich vorwurfsvoll an. »Willst du mich verarschen? Warum flennst du?«

»So halt.«

»Niemand flennt einfach so. Bist du von zu Hause abgehauen oder hat dich dein Alter verprügelt?« Sie schaute auf meine verbeulte Nase.

Ich schüttelte den Kopf.

»Na, aus Solidarität wirst du wohl kaum heulen. Also raus mit der Sprache. Was ist los?« Lüge Nummer zwei ging mir ziemlich leicht über die Lippen. Meine Phantasie schlug manchmal Haken, dagegen war ich einfach machtlos. Ich wollte meinen Opa aus dem Spiel lassen, also erzählte ich von Markwart, davon, dass wir uns geprügelt hatten. Ja, ich sagte tatsächlich, wir hätten uns geprügelt, ich sagte nicht, dass ich meine Nase einem einzigen Faustschlag zu verdanken hatte und gar nicht dazu gekommen war, mich auf diesen Bastard zu stürzen. Um die Geschichte abzurunden, sagte ich, dass er mich erpresst hätte. Ich laberte so schnell, dass ihr keine Zeit blieb, nachzuhaken. Während ich meine Erzählung immer mehr ausschmückte, trockneten die Tränen. Meine und die von Alice. Es war schon komisch, wie wir da nebeneinandersaßen. Auf der Autobahn in Richtung Norden. Mit Wut und Trauer im Gepäck.

Ich stellte meinen Opa auf die Rückbank. Seit heute Morgen hatten wir nicht mehr miteinander gesprochen. Ich schnallte ihn an. Alice schaute verdutzt, verkniff sich aber einen Kommentar. Wieder ein Stau. Alice fluchte. Sie fluchte wie wahnsinnig und schlug gegen das Lenkrad. Flüche gehörten zweifellos zu ihren Vorlieben. Wie Gewehrsalven schossen sie aus ihrem Mund.

Die Autos blieben stehen. Kurz vor Heilbronn. Wir waren gerade mal dreißig Kilometer gekommen. Nach zehn Minuten Stillstand stiegen die Leute aus ihren Autos. Auch Alice. Sie stellte sich an die Mittelleitplanke und steckte sich eine Zigarette an. Ich blieb sitzen. Der Verkehr aus der Gegenrichtung wurde immer langsamer. Dann hörte ich das Rattern eines Hubschraubers. Die Autos auf der Gegenfahrbahn stauten sich. Ich stieg jetzt aus. Der Hubschrauber landete etwa zweihundert Meter vor uns auf der Straße. Die Rotorblätter drehten sich immer noch. Wahrscheinlich hob er gleich wieder ab.

Alice warf ihren Zigarettenstummel auf den Boden und trat die Glut mit dem Absatz ihres Cowboystiefels aus. Es sah aus, als würde sie Twist tanzen. Mittlerweile waren, so weit ich sehen konnte, fast alle Leute aus ihren Autos gestiegen. Geschäftsmänner mit Handys standen ungeduldig neben ihren fetten Karossen und waren damit beschäftigt, Termine zu verlegen oder Telefonkonferenzen abzuhalten. Väter erklärten ihren Kindern die neuesten Automodelle und Mütter schauten, ob sie auch genügend Proviant dabei hatten, falls die Sperrung länger

dauerte. Die Brummifahrer schalteten ihre Fernseher ein und legten ihre Beine auf das Armaturenbrett.

Alice kam zu mir herüber. Sie wollte gerade etwas sagen, da brauste ein Notarztwagen mit eingeschaltetem Martinshorn über die Standspur.

»Da hat's bestimmt einen erwischt«, sagte sie, nachdem er vorbeigefahren war.

»Wahrscheinlich müssen sie noch sein Hirn von der Fahrbahn kratzen.« Alice kicherte, als sie das gesagt hatte. Ich reagierte nicht. »Hey Kumpel. Mach mal locker.« Sie boxte mich freundschaftlich in die Seite.

»Das ist nicht witzig«, sagte ich und meinte es auch so.

Was, wenn da vorne jemand um sein Leben kämpfte? Was, wenn da ein kleines Kind am Verbluten war?

Der Geschäftsmann neben uns schaltete sein Autoradio ein. Dann trat er wütend gegen die glänzenden Alufelgen und brüllte »Scheiße!«.

Die Sprecherin sagte, dass es auf der A 81 zwischen Mundelsheim und Heilbronn/Untergruppenbach einen schweren Unfall gegeben habe und die Autobahn noch mehrere Stunden gesperrt sei. Alice schüttelte den Kopf, verkniff sich aber einen weiteren Kommentar. Der Typ im Anzug bekam einen cholerischen Anfall und schleuderte sein Handy auf den Boden. Volldepp, dachte ich. Dann setzte er sich resigniert zurück in den Wagen. Ein großer Reisebus, der etwa zwanzig Meter vor uns stand, öffnete seine Türen und spuckte einen Pulk Jugendlicher aus. Sie machten es sich auf der angrenzenden Wiese bequem. Ein Junge in Baggy pants und Basketballshirt trug einen Ghettoblaster auf seiner Schulter. Er schaltete das Ding ein und der satte Hip-Hop-Bass übertönte den Lärm des Helikopters, der immer noch auf seine kostbare Fracht wartete. Der ultralässige Typ machte mich wütend. Unglaublich wütend. Ich stellte mir den Notarzt vor, wie er um das Leben eines kleinen Jungen kämpfte. Mit Herzmassage, Beatmung, Elektroschocks. Mit allem, was dazugehört, und plötzlich lief da Hip-Hop. Das ging nicht. Die machten Party, während zweihundert Meter weiter ein Mensch starb.

Ich hielt es nicht mehr länger aus, ging zu dem Typen mit dem Ghettoblaster und sagte ihm, dass er sein Teil abschalten solle.

»Was willst du, Pisser?«, fragte mich der kahl rasierte Junge. Er musste etwa in meinem Alter sein.

»Mach deinen Scheißapparat aus!«, brüllte ich ihn an.

Für eine Sekunde hatte ich wirklich geglaubt, er würde die Musik abschalten, doch dann wurde mir klar, dass dieser Typ eine Art Anführer war. Hätte er den Ghetto-Blaster abgeschaltet, hätte sich seine Anhängerschaft nach einem neuen Oberhaupt umgeschaut. Jedenfalls dauerte es keine fünf Sekunden, bis sich meine feste Zahnspange wie Angelhaken in meinem Mund verfangen hatte. Das Blut schmeckte wie Metall mit einer Prise Zucker. Die umstehende Menge johlte. Ich lag der Länge nach auf dem Boden. Der Typ mit dem Ghetto-Blaster stand genau so, dass die Sonne von seinem Quadratschädel verdeckt wurde. Totale Finsternis.

Dann wurde es plötzlich wieder hell. Ich kniff die Augen zusammen. Alice stand über mir. Sie streckte mir ihre Hand entgegen und zog mich nach oben. Ich traute meinen Augen kaum: Der Typ mit dem Ghetto-Blaster kauerte auf dem Boden. Die Musik war aus. Seine Gefolgschaft wandte sich von ihm ab. Gestützt von Alice wankte ich zurück zum Auto. Irgendwie hatte ich mir auch noch den Knöchel verstaucht.

»Kannst du den Typen?«, fragte Alice.

Ich schüttelte den Kopf.

»Und warum hat er dich dann plattgemacht?«

In meinem Mund brannte es wie Feuer. »So sind diese Arschlöcher halt.«

Alice sog Luft durch ihre Vorderzähne. Sie begutachtete das Massaker in meinem Mund. »Da wird sich dein Kieferorthopäde aber freuen.«

Sie gab mir ein Taschentuch. Ich tupfte damit das Blut ab. Mein Mund war eine einzige offene Wunde. Aber die Musik war aus. Dank Alice.

Die Rotorblätter beschleunigten und der Hubschrauber stieg in den Himmel. Staub wurde aufgewirbelt. Zwanzig Minuten später löste sich der Stau auf. Wir passierten die leer geräumte Unfallstelle. Kleine Scherben lagen auf dem Boden. Die Leitplanke war eingedrückt. Ich schloss die Augen. Alice sagte kein Wort. Sie fuhr einfach weiter. Das Radio blieb aus.

»Hey, aufwachen!«, Alice rüttelte an meiner Schulter. Ich schlug die Augen auf. Wir waren auf einem großen Rastplatz. »Hast du auch Hunger?«, fragte sie.

Ich schaute kurz auf die Rückbank. Mein Opa war noch da.

»Erde an Fabian. Essen. Habba, habba.« Sie grinste.

Ich musste gähnen. »Is' ja gut. Ich komm mit.« Ich beugte mich nach hinten zu Opa und schnallte ihn ab. Das tat ich ziemlich vorsichtig. Dann hievte ich den Rucksack nach vorne.

»Ist da Porzellan drin?«, fragte Alice. Sie schüttelte den Kopf.

»Nur ein Mitbringsel.«

Ich stieg aus. Alice griff nach dem Rucksack.

»Komm, lass mich mal sehen, was da drin ist.« Sie riss ihn mir aus der Hand. Dann passierte das Unfassbare: Der Rucksack knallte mit voller Wucht auf den Asphalt. Es schepperte. Alice zuckte erschrocken zusammen. Am liebsten hätte ich ihr eine geknallt.

»Vollidiot«, zischte ich.

Alice kapierte immer noch nichts. »Wird schon nicht so schlimm sein.«

Ich ging in die Hocke und zog vorsichtig den Reißverschluss auf. Dabei stieg mir ein seltsamer Geruch in die Nase. Ich wusste genau, was das bedeutete. Die Asche. Der Deckel der Urne hatte sich gelöst. Und die Überreste meines Opas hatten sich in meinem Rucksack verteilt. Alice beugte sich zu mir herunter. Sie schaute mich mit großen erschrockenen Augen an, als sie die Urne mit der Gravur entdeckte. Dann langte sie nach meiner Schulter. Wütend schlug ich ihre Hand weg. Ich zog die Urne aus dem Rucksack. Ganz sachte. Stellte sie auf den Boden und versuchte die Asche, die sich in Handtüchern und anderen Klamotten verfangen hatte, zurückzuschütten. Ein kleiner Windstoß wirbelte Staub auf.

»Es tut mir Leid«, entschuldigte ich mich bei Opa und machte schnell wieder den Deckel drauf. Ich hatte schon genug Asche verloren. Dann packte ich sie wieder in den Rucksack und bat meinen Opa erneut um Verzeihung. Alice stand stumm neben mir. Sie war blass um die Nase.

»Wer ist das?«, fragte sie nach einigen Sekunden. Ihre Stimme zitterte.

Ich antwortete nicht, sondern holte meinen Pulli aus dem Auto und lief zum großen Parkplatz. Dorthin, wo die Lastwagen standen. Alice lief mir hinterher.

»Es tut mir leid ... ich konnte ja nicht ahnen, dass du eine Urne dabei hast. Sorry.«

Ich sagte nichts. Alice stellte sich mir in den Weg.

»Jetzt hör mal zu! Es tut mir leid. Woher sollte ich das denn wissen? Ich treffe nicht jeden Tag Leute, die mit Urnen verreisen.«

Ich drückte sie zur Seite und ging wortlos weiter.

»Jetzt spiel nicht den Beleidigten. Glaubst du, du bist der einzige traurige Mensch auf diesem Planeten? Falls du's vergessen hast: Ich wurde grad von meinem Freund verlassen.«

»Das ist nicht dasselbe!«, keifte ich sie an. »Mein Opa ist tot. Verstehst du? Tot.«

»Da ist dein Opa drin?«

»Ja.«

»Und wieso steht die Urne nicht auf dem Friedhof?«

»Weil ich sie ausgegraben habe. Wenn du Bock hast, kannst du mich ja anzeigen.«

Mit einem Mal kehrte wieder dieses schelmische Grinsen in Alice' Gesicht zurück.

»Was ist daran so komisch?«, fragte ich und blieb stehen.

»So was hab ich noch nie gehört. Dass jemand die Urne seines Opas ausgräbt. Echt abgefahren.«

»Das findest du abgefahren? Ich sag dir mal, was abgefahren ist: Die Leute kümmert es einen Scheißdreck, was die Toten wollen. Hauptsache, sie sind in ihrer Nähe. Hauptsache, sie liegen an irgendeinem beschissenen Platz, auf einem beschissenen Friedhof, wo sie sich das Gejammer der Leute anhören müssen. Alles Egoisten. Mein Opa wollte nicht begraben werden. Verstehst du. Der wollte nicht in einem stickigen Loch unter der Erde, neben all den spießigen Langweilern liegen. Das ist nicht abgefahren, sondern verdammt übel, dass sich keiner dafür interessiert.«

»Wow. Du kannst ja richtig aus dir herausgehen.« Alice langte wieder nach meiner Schulter. Diesmal schlug ich ihre Hand nicht weg. »Und was hast du jetzt vor?«

»Ich will ihm seinen letzten Wunsch erfüllen. Seine Asche in die Nordsee streuen.«

»Unglaublich«, sagte Alice. Dann überlegte sie einen Moment und sagte: »Ich komme mit.«

»Wie, du kommst mit?«

»Na, ich werde dich ... ich meine euch begleiten.«

»Findest du das lustig?«

»Nein, im Ernst. Lass mich mitkommen. Einmal in meinem Leben will ich was Sinnvolles machen.« Sie schaute mich erwartungsvoll an. »Bitte.«

»Ich dachte, du wolltest nach Kassel.«

»Ich hab dir nicht die ganze Wahrheit erzählt«, seufzte sie. »Das am Telefon war nicht mein Freund ...«

»Sondern?«

»Mein Vater.«

»Du bist von zu Hause abgehauen?«

Alice nickte.

»Warum?«

»Weil ich nicht auf dieses beschissene Internat gehen will.«

»Und in welche Klasse gehst du wirklich?«, fragte ich, obwohl ich mir die Antwort hätte denken können.

»Ich komm in die Elfte.«

»Wie alt bis du?«

»Nächste Woche werde ich siebzehn.«

»Und du fährst Auto?«

»Ich hab 'nen Führerschein. Hab ich an der Highschool gemacht.« Sie zog eine kleine Plastikkarte aus dem Rock.

»Die gelten doch gar nicht bei uns.«

»Natürlich gelten die«, protestierte Alice.

»Ist ja auch egal. Ich fahr auf jeden Fall alleine weiter.«

Alice ließ nicht locker. Jetzt hatte sie wieder diesen verbissenen Gesichtsausdruck. »Falls du's vergessen hast. Ich hab dir vorher deinen Arsch gerettet. Hätt ich dem Typen nicht in die Eier getreten, hätte er Hackfleisch aus dir gemacht.«

»Aber du fährst doch sowieso nur bis Kassel.«

»Mir scheißegal, wohin ich fahre. Hauptsache, weit weg von diesem ätzenden Internat.«

Ich stieß Luft durch die Nase. Alice war also von zu Hause abgehauen, weil sie nicht aufs Internat wollte, und sie hatte keinen Führerschein. Ich hatte die Urne meines Opas geklaut und wollte an die Nordsee. Ziemlich explosive Mischung. Aber wenigstens nicht langweilig.

Alice, mein Opa und ich auf dem Weg ans Meer.